

**PREDIGT ZUM 90JÄHRIGEN BESTEHEN  
VON HOCHSCHULE UND PRIESTERSEMINAR ST. GEORGEN  
17. OKTOBER 2016 – ST. GEORGEN  
TEXTE: PHIL 3-4 – JOH 12, 24-26**

Verehrte Festgemeinde,  
liebe Studierende und Lehrende der Hochschule,  
liebe Schwestern und Brüder im Glauben,  
als den „wohl wichtigsten Griff in die Zukunft“ bezeichnet die kleine  
Limburger Bistumsgeschichte von 1977 die Errichtung der Philoso-  
phisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt, die auf-  
grund äußerst diskret geführter Verhandlungen zwischen dem damali-  
gen Bischof Augustinus Kilian und dem Provinzial der Jesuiten, P.  
Ludwig Kösters, ihre Arbeit aufnahm und sich neben der wissenschaft-  
lichen Ausbildung der Limburger Priesterkandidaten bald zu einem auf  
vielen Gebieten renommierten geistig-theologischen Zentrum entwi-  
ckelte. Die Reihe bekannter Namen und großer Lehrgestalten will ich  
nicht anfangen, ich würde doch einige bedeutende unterschlagen.  
90 Jahre Hochschule und Priesterseminar St. Georgen, das ist mir An-  
lass und Grund zu großer Dankbarkeit. Und das sage ich ausdrücklich  
auch namens der Bischöfe der Trägerbistümer und anderer kirchlicher  
Oberen. Generationen von Theologiestudierenden, vor allem Semina-  
risten und Ordensangehörige haben hier ihre Formatio erfahren, echte  
Prägung in theologischer, spiritueller und pastoraler Hinsicht, um als  
Priester, als Seelsorgerinnen und Seelsorger, als Religionspädagogen,  
geistliche Begleiter oder Wissenschaftler in der Kirche den Menschen  
zu dienen. Die Weitung zu einem weltkirchlichen Ausbildungszentrum  
vor Jahren und die Ansiedlung entsprechender Institute hatte bereits ih-

ren Grund im „guten Ruf“ von St. Georgen – und sie hat diesen Ruf noch wesentlich weiter verbreitet. Ein herzliches Dankeschön dem Jesuitenorden, den Patres und allen Mitgliedern des Professorenkollegiums, die hier leben, forschen, lehren und erziehen sowie den Damen und Herren des Mitarbeiterstabs in allen Einrichtungen! Ein gelungener Griff in die Zukunft; ja, das war der Gründungsakt von St. Georgen vor 90 Jahren wahrhaftig. Ein Segen für viele.

Und damit auch: „Auf in die Zukunft!“ Das ist mein Wunsch an diesem Tag – und so verstehe ich die Einladung zum heutigen Festakt. Denn anders als in der Biografie eines Einzelnen, wo der 90. Geburtstag wahrhaftig ein Grund zum Feiern ist, ist das für eine kirchliche Einrichtung ja eher ungewöhnlich. Es kann also nur als Sprungbrett und Schwungnehmen für eine nächste Etappe hin zum großen Jubiläum gedacht sein; gewiss steckt ja nicht ängstliche Sorge dahinter, das Hundertjährige nicht mehr zu erreichen.

„Auf in die Zukunft!“ Das war dieser Tage übrigens der Titel einer Beilage der F.A.Z. zum Innovationstag 2016. Anregend fand ich darin einen Beitrag über den Markenchef der Deutschen Telekom, der sich mit der Frage beschäftigte: Was macht eine Marke aus?, und: Wie bleiben Unternehmen innovativ? Ich will nun nicht behaupten, dass Hochschule und Priesterseminar hier am Ort einfachhin Unternehmen seien. Kirche und ihre Einrichtungen sind aufgrund ihres Ursprungs, ihrer Sendung und der Offenbarungsquellen nicht nur der gegenwärtigen Situation verpflichtet. Aber im besten Wortsinn ist St. Georgen doch eine „Marke“; und insofern schadet der Blick auf Grundlagen der Markeninnovation wohl nicht. Drei Stichworte wurden genannt:

1. Erfolgreiche Marken treffen den Nerv ihrer Kunden, indem sie helfen, deren Ziele zu erreichen;
2. alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen verstehen, wofür das Unternehmen steht; jede und jeder ist für die Glaubwürdigkeit verantwortlich, durch Tun und Lassen, beruflich und privat;
3. es ist hoch anspruchsvoll, sich unter fest vorgegebenen Rahmenbedingungen immer neu zu etablieren, aber genau darum braucht es neben dem Kerngeschäft Freiräume, um gesellschaftlich relevante Themen zu besetzen.

Ich finde, das ist ziemlich klug und durchaus auf uns und die Kirche übertragbar. Im Blick auf die heutigen Lesungstexte will ich auch sagen, welche inhaltlichen Anliegen ich damit verbinde.

In der Lesung spricht Paulus vom Nachahmen eines Vorbilds. Das lässt an das Lehrer-Schüler-Verhältnis im Ausbildungskontext denken, aber auch an die Art und Weise, wie Glaubensweitergabe geschieht. Glaube kann eben nicht „vererbt“ werden, wie wir unter den Bedingungen eines volkikirchlichen Milieus lange gemeint haben. Glaube wird bezeugt. Glaubensweitergabe und die theologische Durchdringung und Vertiefung sind existentielle, sind ganz-menschliche Vorgänge. Und ihre Basis ist ein Beziehungsgeschehen zwischen Suchenden, Fragenden und Zeugen, zwischen Katechumenen und Katecheten, zwischen Lehrern und Schülern. Jede und jeder von uns ist für die Glaubwürdigkeit, für das Gelingen oder auch Misslingen, das Fortkommen oder Stagnieren des Tradierungsprozesses auf eigene Weise verantwortlich. Meine Bitte an die Lehrenden hier an der Hochschule und an die Verantwortlichen in der Priesterausbildung ist darum: Haben Sie den Mut und den Willen, die jungen Menschen hier prägen zu wollen; auf intellektuelle, theologi-

sche Weise ebenso wie durch ihr geistliches und glaubenspraktisches Vorbild. Und den Studierenden möchte ich sagen: Die Beziehung zwischen Studierenden und Lehrenden ist keine Einbahnstraße, womöglich gar auf schiefer Ebene. Auch wenn Sie hier in der Regel hochkompetente Experten der theologischen Fachgebiete vor sich haben; was den Glauben anbelangt, bleiben wir alle jederzeit Schüler. Und der „Lernprozess“ ist ein gegenseitiger. Fragen lösen ja bekanntlich das Weiterkommen und Forschen aus, nicht Antworten, auf denen wir uns ausruhen. Paulus ist sich nicht zu schade, seine Sehnsucht nach den Gemeindegliedern in Philippi öffentlich zu machen: „meine Freude und mein Ehrenkranz“, das seid ihr. Das heißt doch: Auf dem Weg des Glaubens und der theologischen Erkenntnis bleibt jeder von uns Empfangender, Lernender, angewiesen auf die Kommunikation, die Auseinandersetzung, das Vorbild und das Zeugnis der anderen. Sie, die jungen Menschen mit Ihrem Feuer, Ihrer Begeisterung, Ihrem Willen ernst zu meinen und ernst zu machen, was das Evangelium Jesu Christi fordert, Sie sind für mich und vermutlich auch für Ihre theologischen Lehrer und Ausbilder ein enormer Ansporn.

Das Evangelium des Tages wurde sicher ausgewählt aufgrund des überlieferten Wortes des Ignatius von Antiochien, der sich selbst im Zugehen auf das Martyrium als „Weizenkorn Gottes“ bezeichnet, das gemahlen werden muss, um „ein reines Brot Christi“ zu werden. Hier bei uns ist eine solch radikale Zeugenschaft bis hin zur Lebenshingabe gottlob nicht von uns erwartet. Aber wir wissen auch um die Bedrängnis vieler unserer Schwestern und Brüder in der Weltkirche, die vor der Frage stehen, wie sie denn ihr Schicksal deuten sollen und woraus sie Kraft schöpfen für die eigene Standfestigkeit.

Ich möchte Sie heute auf eine andere Fährte der „Hermeneutik der Hingabe“ lenken, die Jesus ja nicht nur an dieser Stelle ins Leben seiner Jüngerinnen und Jünger einträgt: Festhalten, das heißt verlieren. Loslassen, das heißt bewahren. Ein echtes Paradox, aber schon rein als Lebensweisheit sehr zutreffend. Im Blick auf Kirche und Theologie steckt darin für mich eine unglaubliche Ermutigung zur Zeitgenossenschaft. Unsere Zeit mit ihren Prägungen, mit ihren Megatrends, die uns alle irgendwie zeichnen, ist nicht unser Gegner! Und den Kern unseres Glaubens brauchen wir nicht wie eine Bastion zu verteidigen, zu verkapseln, zu schützen, weil von draußen offenbar vor allem Ungemach droht. Es ist doch Gottes Zeit, in der wir stehen, nicht anders als die vergangenen Zeiten; es ist doch Gottes Welt und es sind seine Menschen, die tastend, experimentierend, frei und gleichzeitig bedrängt nach Erfüllung und Angenommensein, nach Freude und Sinn streben. Das 2. Vatikanische Konzil hat uns aufgetragen, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu deuten (GS 4). Wenn ich Papst Franziskus richtig verstehe, dann meint er diesen Prozess des mutigen Aus-uns-Herausgehens und Auf-die-Wirklichkeit-Zugehens, wenn er an die Trias „wahrnehmen – unterscheiden – integrieren“ erinnert und ermuntert, an die Ränder zu gehen. Dahinter steht die Erfahrung, dass wir das Evangelium neu lernen, wenn wir unsern Standort verlassen und uns einlassen auf das ganz andere Leben, die ganz andere Not und Fragen vieler „da draußen“. Das ist die „Hermeneutik der Hingabe“ Jesu, die wirklich reich macht. Ich bin überzeugt, dass diese angstfreie Hermeneutik trägt und sich bewährt in vielerlei Hinsicht: ökumenisch, in Fragen der Ethik und der Lebensführung, bei der Zeitdiagnostik und für die Wertschätzung und das Erlernen echter Synodalität in unserer Kirche.

Liebe Schwestern und Brüder, zu guter Letzt sozusagen aus „Kundenperspektive“ noch eine Bitte um Unterstützung an die Wissenschaftler/innen dieser Hochschule: Es geht um Fragen, die sich nicht nur mir als Bischof aufgrund der Veränderungsdynamik der seelsorglichen Rahmenbedingungen stellen, und für die wir Perspektiven brauchen:

1. Wie können Prozesse der katechetischen Glaubensvermittlung unter den Bedingungen unserer Zeit so initiiert werden, dass sie kirchenbildend wirken?

2. Wie können Priesterkandidaten bereits in der Ausbildung kompetent auf ihren spezifischen Leitungsdienst vorbereitet werden? Was heißt im kirchlichen Kontext Leitung überhaupt? Und wie kann sie partizipativ, transparent und mit echter Delegation so gestaltet sein, dass sie einerseits dem dogmatisch und kirchenrechtlich gefassten sakramentalen Amtsverständnis entspricht, aber offen und verbindlich Modelle einer Leitung im Team mit differenzierten Rollenzuweisungen ermöglicht?

3. Und schließlich: Wie geht „synodal“ in der Kirche im Sinne echter, effektiver Beratung und Beteiligung? Und wie lassen sich die Erfahrungen eines mittlerweile fast 50jährigen synodalen Weges im Bistum Limburg geistlich vertiefen und praktisch-theologisch weiter entwickeln?

„Auf in die Zukunft!“ Helfen Sie uns dabei mit ihrer theologischen Kompetenz und als gerade in diesen Fragen sehr erfahrene Ordensgemeinschaft. „Auf in die Zukunft!“ – das wünsche ich der Hochschule und dem Priesterseminar noch einmal zum heutigen Festtag.